Die Räuber in den Apenninen.

Aus dem Leben italienischer Banditen.

Erzählungen für Jugend und Volk.



Altötting,
Verlag der J. Lutzenberger'schen Buchhandlung.

I.

Apenninisches Räuberleben.

Italiens vorherrschender Gebirgszug, der sich durch die langgestreckte Halbinsel nach Süden hinabzieht, sind die Apenninen. Es ist eine fortlaufende Kette wilder Gegenden, an verschiedene der früheren Einzelstaaten des Königreichs angrenzend, voll schwer zugängiger Pässe und bewaldeter Berghöhen, welche vermöge ihrer Undurchdringlichkeit dem dortigen Räubervolke erwünschte Schlupfwinkel bieten und so seine Unternehmungen in hohem Grade begünstigen, so daß diese verworfene Menschenklasse gewissermassen einen eigenen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft bildend, zum wahren Hohne schwacher Behörden ziemlich sicher ihre ruchlosen Zwecke zum Unheil für die Menschheit zu verfolgen im Stande ist.

Die italienischen Räuber haben in ihrer äußern Erscheinung etwas Originelles, Ausgezeichnetes. Sie tragen eine Art Uniform, womit sie den schleichenden, zügellosen Charakter ihrer Lebensart zu verdecken und in den Augen des gemeinen Volkes ein gewisses militärisches Ansehen zu gewinnen suchen, zum Theil wollen sie auch durch äußern Glanz und Putz die Einbildungskraft der jungen Männer in den Dörfern reizen und so Rekruten an sich ziehen. Und wirklich ist ihre Tracht sehr reich und malerisch. Sie tragen Kamisole und Beinkleider von hellen Farben, oft sehr zierlich gestickt. Ihre Brust ist mit Medaillen und Reliquien bedeckt, ihr Hut hat einen breiten

Rand und kegelförmigen Kopf und ist mit Federn oder vielfarbigen Bändern geschmückt, ihr Haar ist zuweilen in seidene Netze geschlagen, an den Füßen tragen sie eine Art Sandalen von Tuch oder Leder mit Riemen um die Beine gebunden und äußerst biegsam, um in den Bergschluchten leicht und schnell klettern zu können, sodann einen breiten Gürtel von Tuch oder eine Schärpe von seidenem Netz, vollgesteckt mit Pistolen und Stiletts; ein Karabiner hängt über dem Rücken, ein großer Mantel ist nachlässig übergeworfen zum Schutze vor Wind und Wetter und zum Bette beim Bivouak in den Gebirgen.

Bei ihren Unternehmen sind diese Räuber vorzüglich durch den guten Willen der Bewohner der Umgegend geschützt, eines armen in halber Barbarei lebenden Geschlechtes, welches von ihnen nie beunruhigt, oft aber bereichert wird.

Die Bauern der Gebirgsdörfer, in deren Nähe die Räuber hausen, kehren sich nicht an die an den Kirchthüren angeschlagenen Veröffentlichungen von Namen und Signalements derselben, und nichts verschlagen ausgesetzte Belohnungen, sie lebendig oder todt einzubringen, bei dem Landvolke, das einerseits die furchtbare Rache der Räuber fürchtet, andererseits in zu gutem Einvernehmen mit ihnen steht, um sie zu verrathen.

Es ist wahr, daß sie dann und wann von den Gendarmen wie Raubthiere gehetzt und niedergeschossen werden, ihre Köpfe thut man in eiserne Käfige und steckt sie an der Landstraße auf Pfosten oder hängt ihre Glieder an Bäumen auf, in deren Nähe sie ihre Grausamkeit verübt haben. Aber solch gräßliche Schauspiele dienen nur dazu, einigen traurigen Strecken Weges ein noch schaurigeres Ansehen zu geben und die Reisenden zu erschrecken, ohne die Banditen abzuhalten. In Zeiten, wo sie ihr Unwesen auf's

Höchste trieben, brandschatzten sie Landhäuser, schickten Boten in die Städte umher zu reichen Handelsleuten und reichen Bürgern, und forderten Tribut an Geld, Kleidungsstücken oder Kostbarkeiten, mit Androhung ihrer Rache für den Fall der Weigerung. Sie hielten Spione in allen Städten und Dörfern, in allen Wirthshäusern an den Hauptstraßen, und erlangten von ihnen genaue Nachricht über Reiseziel und Verhältnisse der Passagiere. Sie plünderten Reisewagen, schleppten Leute von Rang und Vermögen in ihre Berge, zwangen sie ein großes Lösegeld von ihren Angehörigen beizutreiben, und verübten Gewaltthätigkeiten an Frauenspersonen, die ihnen in die Hände fielen. Alle diese grellen Wirklichkeiten wurden aber, wie noch heutzutage, gewöhnlich von übertriebenen Gerüchten, welche die Furcht in's Leben rief, noch überboten; gleichwohl fehlte es nicht an Reisenden, besonders Engländern, welche aus Vorliebe für das reizende Italien, die bei Manchen mit einem gewissen Hang nach Abenteuern verbunden ist, oder theils aus Unkenntniß, theils aus Verachtung der Gefahren sich den fürchterlichsten Möglichkeiten aussetzten.

Nachdem wir nun dem geneigten Leser das Räuberleben Italiens in seinen Umrissen vor Augen geführt, bringen wir ein paar interessante Erzählungen, welche das Thun und Treiben solcher Banditen zur Grundlage haben, und deren Wahrheit uns als verbürgt angegeben wurde.

II.

Die verspäteten Reisenden.

Zu den vielen Umständen, welche den Räubern günstig und für die Reisenden sehr beunruhigend sind, gehört das Einverständniß, welches sie zuweilen mit den Wirthen haben. Die einzelnstehenden Wirthshäuser auf den einsamen Strecken des römischen Ge-

bietes und besonders im Gebirg sind die Oerter, wo die Banditen Erkundigungen einziehen, wo der sorglose Reisende, von menschlicher Hilfe entfernt, dem mitternächtlichen Dolche verfallen ist.

Die in solchen Wirthshäusern verübten Räubereien werden oft von den schrecklichsten Mordthaten begleitet, denn nur durch die völlige Ausrottung ihrer Opfer können die Meuchelmörder der Entdeckung entgehen.

Es war einst spät Abends, als ein von Mauleseln gezogener Wagen langsam seinen Weg hinauf nach einem der Apenninenpässe nahm. Er ging durch einen der wildesten Hohlwege, wo nur in weiten Zwischenräumen hie und da ein Weiler auf dem Gipfel einer Felsenhöhe erschien, oder die weißen Thürme eines Klosters aus dichtem Waldgehölz hervorblickten; der Wagen war von alterthümlichem und schwerfälligem Bau, seine verblichenen Zierathen verriethen den früheren Glanz, seine schwachen Federn und Axen sprachen knarrend den gegenwärtigen Verfall aus. Drinnen saß ein langer, hagerer, alter Herr in einer Art von militärischem Reisehabit und einer mit Pelz verbrämten Feldmütze, unter welcher graue Locken sich hervorstahlen. Neben ihm saß ein blasses, schönes Mädchen von achtzehn Jahren in polnischer Tracht; ihnen gegenüber ein rostiger, mürrisch blickender Mensch mit einer Schramme quer über das Gesicht, mit einem lohfarbenen, in starken Borsten herabhängenden Schnurrbart und ganz von dem Ansehen eines alten Soldaten.

Es war die Equipage eines polnischen Edelmanns einer der fürstlichen Familien entsprossen, welche sonst mit fast orientalischer Pracht gelebt, aber durch das Unglück Polens Reichthum und Macht eingebüßt hatten. Des Verbrechens der Empörung schuldig befunden hatte der Graf Polen verlassen und sich der

Erziehung seiner geliebten einzigen Tochter wegen einige Zeit in den vornehmsten Städten Italiens aufgehalten. Er hatte sie in die große Gesellschaft eingeführt, wo ihre Schönheit und ihre geistigen Vorzüge zwar viele Bewunderer, aber bei der Mittellosigkeit des zu Grunde gerichteten Edelmanns keinen würdigen Bewerber fand. Plötzlich jedoch war ihre Gesundheit wankend geworden, ihr Frohsinn verschwand mit den Rosen ihrer Wangen, und sie versank in Schweigen und Hinfälligkeit. Die Wahrnehmung dieser Veränderung veranlaßte nun den bekümmerten Vater, Luft und Aufenthalt zu wechseln, und rasch entschlossen befand er sich in wenigen Tagen mit seiner Tochter im trauten Familienwagen auf den wilden Pfaden durch die Apenninen.

Ihr einziger Begleiter war der alte Kaspar, welcher in der Familie geboren und in der Fremde grau geworden war. Er war seinem Herrn in allen Lagen gefolgt, hatte an seiner Seite gefochten, im Gefecht den Gefallenen vertheidigt und dabei den Säbelhieb erhalten, der das grimmige Aussehen seines Gesichtes erhöhte. Er war nunmehr sein Kammerdiener, Haushofmeister, Kellermeister, in einer Person Alles in Allem. Das einzige Wesen, welchem der alte Diener fast mit gleicher Liebe anhing, war seine junge Herrin. Sie war unter seinen Augen, sozusagen an seiner Hand aufgewachsen und wurde mit väterlicher Zärtlichkeit von ihm bewacht. Ja, er nahm sich auch die väterliche Freiheit heraus, daß er ihr in allen Dingen, welche ihr Bestes betrafen, seine gerade ehrliche Meinung sagte, und empfand auch die Eitelkeit eines Vaters, wenn er sie von Jedermann angestaunt und bewundert sah.

Es war spät am Abend; sie waren eine Zeit lang durch enge Bergschluchten längs dem Ufer eines rauschenden Stromes gefahren. Die Gegend war

wild und einsam. Die Felsen hingen oft über den Weg herüber und waren von Heerden weißer Ziegen belebt, welche auf dem Ueberhang die Sprossen der Sträucher abrupften und auf die Reisenden niederstarrten. Sie hatten noch 2—3 Stunden zu fahren, bis sie irgend ein Dorf erreichen konnten, aber der Maulthiertreiber Pietro, ein betrunkener alter Kerl, welcher sich auf der letzten Station mit einer mehr als gewöhnlichen Quantität Wein erquickt hatte, saß da und sang und plauderte abwechselnd mit seinen Thieren und ließ sie, der öfteren Bitten des Grafen und der Flüche Kaspars ungeachtet, ihren Schneckenschritt fortschleichen.

Die Wolken lagerten sich in schweren Massen um die Berge und entzogen die Gipfel den Blicken der Reisenden. Die Luft auf den Höhen wurde feucht und kalt. Die Besorgniß des Grafen für seine Tochter besiegte endlich seine gewöhnliche Geduld. Er legte sich aus dem Wagen und rief den Pietro in ärgerlichem Tone an. „Vorwärts!“ sagte er. „Es wird Mitternacht, ehe wir unser Wirthshaus erreichen.“

„Dort ist es, Signor,“ antwortete der Maulthiertreiber.

„Wo?“ fragte der Graf.

„Dort,“ sagte Pietro, indem er auf ein einsames Gebäude in der Entfernung einer Viertelstunde hinwies. —

„Das ist der Ort? — Was, das sieht ja mehr einer Ruine als einem Wirthshause gleich. Ich dachte, wir kommen in ein ordentliches Dorf zum Uebernachten.“

Pietro ließ jetzt eine Reihe von kläglichen Ausrufungen und Betheuerungen hören, wie sie die Zunge dieser spitzbübischen Maulthiertreiber immer zur Hand hat. „Solche Wege, solche Berge! Und meine armen

Thiere, schrecklich müde und abgetrieben, sie gehen zu Grund, sie werden lahm; es ist nicht möglich, daß sie das nächste Dorf erreichen! Und dann, was können Ew. Excellenz Besseres wünschen, als dieses Wirthshaus; ein wahres Schloß, ein Palast — und welche Leute, welche Küche! — Und welche Betten! Ew. Excellenz können da so kostbar leben und so ruhig schlafen wie ein Prinz!“

Der Graf war leicht zu überreden, besorgt, es möchte seiner Tochter die Nachtluft schaden; so hielt denn bald darauf der alte Wagen vor dem sehr geräumigen, allerdings einem Schlosse ähnlichen, weitläufigen, mit Mauern und Gehöften versehenen Wirthshause. Es mochte dieß in früheren Jahren das Jagdschloß eines italienischen Fürsten gewesen sein. Eine knappe Haushaltung schien nun im öden Schloß zu wirthschaften. Die Gesichter, welche sich bei der Ankunft der Reisenden zeigten, waren schmutzig und von mürrischem Ausdruck. Der alte Pietro wurde von allen bewillkommt und schien hier zu Hause zu sein.

Der Graf und seine Tochter wurden durch einen langen dunkeln Gang von der Wirthin nach ihren Schlafzimmern geführt, welche sich in hohem Grade verwahrlost zeigten. Die Bettstätten waren plump und in schlechtem Zustande, die Wände feucht und die Kälte der Zimmer zog ihnen durch alle Glieder; der Graf zuckte die Achseln, aber es war hier keine Wahl weiter. Man kehrte in ein gemeinschaftliches Zimmer zurück, wo in einer großen Höhlung statt eines Kamins Feuer brannte. Grünes Holz war darin aufgehäuft, welches Massen von Rauch puffend ausspie; der Fußboden war so schmutzig, wie alle andern Gegenstände, die man da erblickte.

Das einzige, was diesem vorherrschenden Anstrich von Dürftigkeit widersprach, war der Anzug der Wirthin. Sie war eine unordentliche Person, aber

ihre Kleider, so schmutzig auch und nachlässig, waren von theuren Stoffen. Sie trug mehrere sehr werthvolle Ringe an den Fingern, Juwelen in den Ohren und um den Hals eine Schnur großer Perlen, woran ein glänzendes Kruzifix hing. Sie besaß Reste von Schönheit, aber in ihren Zügen lag etwas Widerwärtiges, so daß trotz ihrer Bereitwilligkeit in der Bedienung der Graf und seine Tochter sich erleichtert fühlten, als sie, um das Abendessen zu besorgen, hinaus ging, und die Fremden der Sorgfalt einer schwärzlichen, mürrisch blickenden Magd empfahl.

Kaspar war aufgebracht über den Maulthiertreiber, daß er seine Herrschaft zu einem solchen Quartier genöthigt und schwur bei seinem Bart, er wolle sich an dem alten Schelm rächen, wenn sie die Berge gesund im Rücken hätten. Er lag beständig im Streit mit der Magd, welche darob um so unheimlicher unter ihren starken dunklen Augenbrauen hervor die Reisenden betrachtete.

Der Graf, durch größere Unfälle gebeugt, war gegen kleine Uebel stumpf geworden. Er rückte geduldig einen großen zerbrochenen Lehnstuhl an's Feuer, einen andern für sich, nahm eine große Zange und suchte damit das Holz zum Brennen zu bringen. Seine Bemühung wurde indessen nur mit stärkeren Qualmausbrüchen bezahlt, welche endlich anfingen, die Geduld des guten Grafen zu ermüden. Er wollte sich zurückziehen, warf einen Blick auf seine zarte Tochter, dann auf das öde, schmutzige Zimmer, zuckte die Achseln und schürte das Feuer von Neuem. Er verlangte von der Magd trockenes Brennholz. Das Weib entfernte sich murrend. Sie kam hastig mit einem Bündel Reiser wieder zurück, glitt aus, schlug mit dem Kopf auf die Ecke eines Stuhles und verletzte sich stark an der Schläfe. Der Fall betäubte sie eine Weile, und die Wunde blutete stark. Als sie

sich wieder erholte, sah sie die Tochter des Grafen ihre Wunde stillen und sie mit ihrem eigenen Schnupftuche verbinden. Dieses war ein Beistand, welchem jedes Weib von gewöhnlichem Gefühle sich unterzogen haben würde; aber vielleicht lag etwas in der Erscheinung des lieblichen Wesens, welches sich über sie beugte, oder im Ton ihrer Stimme, was das Herz dieses Weibes rührte, welches nicht gewohnt war, von solchen Händen bedient zu werden. Sie war augenscheinlich sehr bewegt. Sie ergriff die zarte Hand der Polin und drückte sie inbrünstig an ihre Lippen.

„Möge San Francesko über Euch wachen, Signora!" rief sie aus.

Die Ankunft neuer Gäste brach das Schweigen des Wirthshauses. Es war eine spanische Prinzessin mit zahlreichem Gefolge. Der Hofraum gerieth in Aufruhr, das Haus in volles Leben; über den vornehmen Gästen war der arme Graf mit seiner Tochter und ihr Abendessen für den Augenblick vergessen.

Der Lärm der Ankunft hatte die Tochter an's Fenster gezogen, gerade als die Ankömmlinge im Aussteigen begriffen waren. Ein junger Kavalier sprang aus dem Wagen und unterstützte die Prinzessin. Diese war eine kleine eingeschrumpfte alte Dame mit einem Gesicht von Pergament und funkelnden schwarzen Augen; sie war reich und prachtvoll gekleidet und ging mit Hilfe eines spanischen Rohrs von ihrer Größe. Der junge Mann war schlank und von gefälliger Bildung. Bei seinem Anblick schloß die Tochter des Grafen den Fensterflügel und seufzte tief. Was mochte sie wohl ergreifen? — Sie kehrte in ihren Stuhl zurück — ein leiser Schauer überlief ihre zarte Gestalt, sie stützte ihren Ellbogen auf die Stuhllehne, legte ihre bleiche Wange in die flache Hand und blickte traurig in das Feuer.

Der Graf meinte, sie sehe bleicher als gewöhnlich aus.

„Fehlt dir etwas, mein Kind," fragte er.

„Nichts, mein theurer Vater," versetzte sie, indem sie ihre Hand in die seinige legte und ihn lächelnd anblickte; doch als sie dieses sagte, kam ihr eine verrätherische Thräne in's Auge und sie drehte den Kopf weg.

„Die Luft vom Fenster hat dich angeschauert," sagte der Graf liebevoll, „die Nachtruhe wird alles wieder gut machen."

Die Abendtafel war längst gedeckt und das Essen bereit, als die Wirthin mit gewohnter Sorgsamkeit erschien und es entschuldigte, daß sie die Neuangekommenen hereinführe; aber die Nachtluft sei kalt, und sie hätten kein anderes heizbares Zimmer im Wirthshause. Sie hatte kaum die Entschuldigung vorgebracht, als die Prinzessin, auf den Arm des feinen jungen Mannes gestützt, hereintrat.

Der Graf erkannte in ihr sogleich eine Dame, welche er früher in Gesellschaften zu Rom und Neapel angetroffen hatte und zu deren Zirkeln er beständig eingeladen war. Der Cavalier war ihr Neffe und Erbe, welcher ebenso seiner ausgezeichneten Eigenschaften, als seiner Aussichten wegen in allen Kreisen bewundert ward und einmal mit dem Grafen und seiner Tochter zu gleicher Zeit auf der Villa eines Edelmannes in der Nähe von Neapel auf Besuch gewesen war. Dem Gerücht nach hatte er sich kürzlich mit einer reichen spanischen Erbin verlobt.

Das Zusammentreffen war beiden, dem Grafen und der Prinzessin, angenehm. Während sie im feinsten Hoftone einander begrüßten, bemerkten sie nicht die Verlegenheit, welche im Benehmen der beiden jungen Personen lag, als der junge Mann sich der Tochter des Grafen genähert und sie geziemend an-

geredet hatte. Es wurde zusammen das Abendessen eingenommen, welches, vom eigenen Koche der Prinzessin bereitet, vollkommen befriedigte. Auserlesene Weine, Liqueurs und Konfitüren wurden aus dem Wagen gebracht und erhöhten den Reiz der Mahlzeit. Denn die Prinzessin, welche in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen, hatte auch gelernt, die guten Dinge dieser Welt nicht zu verschmähen. Sie war eine lebhafte, kleine alte Dame, welche das prachtliebende Weib mit der Frommen zu verbinden wußte, und war gegenwärtig im Begriff, nach Loretto zu reisen, um ein langes Leben voll Galanterieen und kleiner Sünden mit einer reichen Gabe an die Kapelle abzubüßen.

Die Prinzessin und der Graf schwatzten über Tisch viel von Scenen und Zirkeln, worin sie sich bewegt hatten, und bemerkten nicht, daß sie das Gespräch allein führten. Die jungen Leute waren still und in sich gekehrt. Die Tochter aß nichts, obwohl der artige Prinz fortwährend in sie drang, bald von dem einen bald vom andern Leckerbissen zu kosten. Der Graf schüttelte den Kopf.

„Sie ist diesen Abend nicht wohl,“ sagte er. „Mich däuchte, sie war vorhin einer Ohnmacht nahe, gerade als sie auf Ihren Wagen bei dessen Ankunft aus dem Fenster herabblickte.“

Eine hohe Röthe überflog das Gesicht der Tochter bis zu den Schläfen, aber sie beugte sich über ihren Teller, und ihre Locken warfen einen Schatten über ihr Gesicht.

Als die Mahlzeit aufgehoben war, ruckte man die Stühle um das große Kamin. Flamme und Rauch hatten sich gelegt und ein Haufen glühender Kohlen verbreitete eine angenehme Wärme. Eine Guitarre, welche aus dem Wagen des Grafen gebracht worden war, lehnte an der Wand; die Prinzessin bemerkte sie

und fragte: „Können wir nicht ein wenig Musik hören, bevor wir auseinander gehen?“

Der Graf, stolz auf das Talent seiner Tochter, bat diese, zu spielen; auch der junge Mann drang so freundlich in sie, daß, so gerne sie abgelehnt hätte, es ihr unmöglich war, einen Laut zu einer Entschuldigung hervorzubringen. Sie griff mit unsicherer Hand in die Saiten, und nachdem sie ein wenig präludirt hatte, begleitete sie sich zu einigen polnischen Liedern, die sie mit bezauberndem Wohlklang der Stimme und seltener Zartheit des Spieles vortrug. Auch eine spanische Romanze sang sie auf Bitte der Zuhörer, denn sie hatte es in dieser Sprache sehr weit gebracht, aber während sie mit zitternden, schmelzenden Tönen die seligen und schmerzlichen Gefühle der Liebe, welche die Romanze aussprach, zum Ausdruck brachte, wurde ihre Stimme allmählig unsicher, ihre Lippen zitterten, der Ton erstarb und sie brach in Thränen aus.

Der Graf schloß sie zärtlich in die Arme. „Du bist nicht wohl, mein Kind,“ sagte er, „und ich war grausam, Dir diese Aufgabe zu machen. Geh' auf Dein Zimmer und Gott segne Dich!“ Sie verbeugte sich gegen die Gesellschaft, ohne die Augen aufzuschlagen, und schlich aus dem Zimmer.

Während der Graf den zurückbleibenden Gästen seinen Schmerz über die eingetretene trübe Stimmung seiner Tochter klagte, trat diese in ihrer Stube an's Fenster, das sie öffnete, damit die kalte Luft ihre klopfenden Schläfe kühle. „Er sah mich weinen!“ sagte sie, indem sie plötzlich wieder erröthete und ihr die Kehle anschwoll — „doch immerhin, immerhin!“ Und sie legte ihre weißen Arme über die Fensterrahmen, verbarg ihr Antlitz in den Händen und ließ ihrem Schmerze in Thränen freien Lauf. So blieb sie in Träumerei versunken, bis der Ton der Stimme

ihres Vaters und Kaspars im Nebenzimmer anzeigte, daß die Gesellschaft sich getrennt hatte. Die von Fenster zu Fenster blinkenden Lichter verriethen, daß man die Prinzessin nach ihren Gemächern geleite, welche in dem gegenüberliegenden Flügel des Wirthshauses befindlich waren, und sie unterschied deutlich die Gestalt des Neffen, wie er an einem der Fenster vorbeiging.

Sie seufzte aus tiefem Herzen und war eben im Begriff, den Laden zu schließen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein Gespräch erregt wurde, welches unter ihrem Fenster zwei Personen führten, die gerade um die Ecke des Gebäudes gingen.

„Aber was soll aus dem armen jungen Fräulein werden?" sagte eine Stimme, welche sie für die der Magd erkannte.

„Pah, die muß auch daran," war die Antwort des alten Pietro.

„Aber kann sie nicht verschont bleiben? Sie ist so gutherzig!"

„Zum Teufel, was ist mit Dir vorgegangen?" antwortete der Andere auffahrend. „Willst Du das ganze Unternehmen eines albernen Mädchens wegen verderben?"

Sie waren unterdessen so weit vom Fenster weggegangen, daß die Polin nichts weiter hören konnte.

In diesem Bruchstück einer Unterredung lag allerdings viel Beunruhigendes für die junge Gräfin. Bezog es sich auf sie? — Und wenn dem so war, was war die drohende Gefahr, vor welcher sie behütet werden sollte? —

Eben wollte sie an ihres Vaters Thüre klopfen, um ihm das Gehörte mitzutheilen, als sie durch ein leises Klopfen an dem Getäfel auf einer entfernten Stelle des düstern Zimmers erschreckt wurde. Sie hielt das Licht empor und ward daselbst eine kleine

Thüre gewahr, die sie vorher nicht bemerkt hatte. Auf ihre Frage, wer klopfe, antwortete die Stimme der Dienstmagd. Die junge Gräfin öffnete; blaß und bewegt stand das Weib vor ihr. Sie trat sachte ein und legte dabei zum Zeichen der Behutsamkeit und Stille den Finger an den Mund.

„Fliehen Sie," sagte sie; „verlassen Sie dieses Haus augenblicklich, oder Sie sind verloren!"

Das junge Fräulein, zitternd und bebend, forderte Aufklärung.

„Ich habe keine Zeit," versetzte das Weib, „ich wage es nicht — ich werde vermißt, wenn ich verweile — aber fliehen Sie auf der Stelle, oder Sie sind verloren!"

„Meinen Vater sollte ich zurücklassen?"

„Wo ist er?"

„In dem Nebenzimmer."

„So rufen Sie ihn, aber verlieren Sie keine Zeit!"

Das junge Fräulein klopfte an der Thüre ihres Vaters. Er war noch nicht zu Bette. Sie stürzte in sein Zimmer und erzählte ihm die erhaltene schreckliche Warnung. Der Graf kehrte mit in ihr Zimmer zurück und Kaspar folgte ihnen. Seine Fragen fanden aus den verlegenen Antworten des Weibes bald die Wahrheit heraus. Das Wirthshaus war von Räubern umringt. Sie sollten nach Mitternacht eingelassen werden, wenn die Dienerschaft der Prinzessin und die übrigen Reisenden schliefen und leichte Beute wären.

„Aber wir können ja das Wirthshaus verrammeln, wir können uns vertheidigen," sagte der Graf.

„Was? wenn die Leute vom Haus mit den Banditen gemeinschaftliche Sache machen!"

„Können wir denn nicht entkommen? Können wir nicht den Wagen herausfahren lassen und abreisen?"

„San Francesco! Für was? Um es kund zu machen, daß der Anschlag entdeckt ist? Das würde die Räuber auf's Aeußerste bringen und machen, daß sie alle zusamen über Sie herfielen. Sie sind von dem reichen Fang im Wirthshause unterrichtet, und lassen ihn nicht so leicht fahren."

„Aber wie können wir auf andere Weise entkommen?"

„Hinter dem Wirthshause steht ein Pferd," sagte das Weib, „wovon soeben der Reiter abgesessen ist, welcher ausgeritten war, um den Beistand eines Theils der entfernt liegenden Bande aufzufordern."

„Ein Pferd, und unser sind drei!" sagte der Graf.

„Und die spanische Prinzessin!" rief die Tochter ängstlich. „Wie kann diese der Gefahr entkommen?"

„Zum Teufel, was geht mich die an?" sagte das Weib schnell auffahrend. „Sie sind es, die ich zu retten gekommen bin; Sie werden mich verrathen und wir Alle sind verloren!" „Horch," fuhr sie fort, „ich werde gerufen — man wird mich entdecken — nur noch ein Wort. Diese Thüre führt mittelst einer Treppe in den Hof. Unter dem Schuppen in dem Hintertheil des Hofes ist eine kleine Thüre, welche ins Feld hinausgeht. Dort werden Sie ein Pferd finden; das besteigen Sie behutsam und still, bis Sie über einen Bach kommen und sich auf der Landstraße befinden, wo drei weiße Kreuze an einen Baum genagelt sind; dort setzen Sie ihr Pferd in Galopp und machen den Weg möglichst schnell nach dem Dorfe — aber bedenken Sie, daß mein Leben in Ihrer Hand ist; — sagen Sie nichts von dem, was Sie gehört oder gesehen haben, wie es auch in dem Wirthshaus gehen mag."

Das Weib eilte fort. Eine kurze und hastige Berathung fand zwischen dem Grafen, seiner Tochter

und dem alten Kaspar statt. Das junge Fräulein schien alle Besorgniß für ihr eigenes Leben über die Angst um die Prinzessin vergessen zu haben. „In selbstsüchtiger Stille zu fliehen, und sie den Mördern zu überlassen!“ — Ein Schauder ergriff sie bei dem Gedanken. Die Ritterlichkeit des Grafen empörte sich ebenfalls bei der Idee. Er konnte sich nicht darein finden, einem Theil der hilflosen Reisenden den Rücken zu kehren und sie in Unbekanntschaft mit der Gefahr zu lassen, welche über ihnen schwebte.

„Aber was soll aus dem gnädigen Fräulein werden,“ fragte Kaspar, „wenn das Signal gegeben wird und das Wirthshaus in Aufruhr kommt? Was wird ihr bevorstehen, wenn's dann auf Leben und Tod geht?“

Hier erwachten alle Lebensgeister des Vaters; er blickte auf sein liebliches, verlassenes Kind und zitterte vor der Möglichkeit, daß sie den Räubern in die Hände fallen könne. Die Tochter aber dachte nicht an sich. „Die Prinzessin! Die Prinzessin! — laßt sie nur um die Gefahr wissen.“ — Sie war Willens, sie mit ihr zu theilen.

Endlich legte sich Kaspar mit dem Eifer eines treuen alten Dieners in's Mittel. Man hatte keine Zeit zu verlieren — das Erste war, das junge Fräulein außer Gefahr zu setzen. „Besteigen sie das Pferd,“ sagte er zu dem Grafen, „nehmen Sie sie hinter sich und fliehen Sie! Eilen Sie nach dem Dorfe, wecken Sie die Bewohner und senden Sie Hilfe. Lassen Sie mich hier, um der Prinzessin und ihren Leuten Nachricht zu geben. Ich bin ein alter Soldat und denke, wir werden die Belagerung aushalten, bis Sie uns Succurs senden.“

Die Tochter wollte noch immer darauf bestehen, bei der Prinzessin zu bleiben.“

„Wozu?“ sagte der alte Kaspar in derbem Tone,

„Sie thun hier nicht gut, sind uns nur im Wege. Wir würden auf Ihre Sicherheit bedacht sein müssen, statt auf die unsrige."

Gegen solche Gründe war nichts einzuwenden, der Graf ergriff seine Pistolen, nahm seine Tochter an den Arm und ging nach der Treppe. Das Fräulein sprach zögernd mit vor Bewegung stockender Stimme: „Der junge Kavalier, der bei der Prinzessin ist — ihr Neffe — vielleicht kann er —

„Ich verstehe Sie, mein Fräulein," versetzte der alte Kaspar mit bedeutsamen Kopfnicken; „nicht ein Haar soll ihm gekrümmt werden, soviel von mir abhängt." Das Mädchen erröthete stärker als jemals; sie hatte nicht gedacht, von dem alten stumpfen Diener so gut verstanden zu werden. Sie wollte noch etwas darauf sagen, aber die Augenblicke waren kostbar, und ihr Vater riß sie fort.

Sie gelangten glücklich zu dem vor der Hinterthüre an einem Mauerring angebundenen Pferde. Der Graf bestieg es, nahm seine Tochter hinter sich, und nun ritten sie möglichst stille in der ihnen vom Weibe angegebenen Richtung hin. Sie kamen wohlbehalten an allen bezeichneten Stellen vorbei bis an den Ort, wo die drei an einen Baum genagelten weißen Kreuze von irgend einer Mordthat zeugten, welche hier verübt worden war. Da erscholl plötzlich von einem abschüssigen Hohlweg zwischen den ragenden Felsen her eine rauhe Stimme: „Wer reitet da?" — Der Graf sah einige Männer herankommen und gab seinem Pferde die Sporen, aber einer derselben fiel diesem in die Zügel. Es stand, hufte und bäumte sich, das Fräulein klammerte sich an ihren Vater, sonst wäre sie heruntergefallen. Der Graf bog sich vor, setzte dem Räuber eine Pistole an den Kopf und gab Feuer. Er fiel todt nieder. Das Pferd sprang davon. Zwei oder drei Schüsse

folgten, die Kugeln pfiffen den Flüchtlingen an den Ohren vorbei, worauf sie ihre Flucht nur beschleunigten. Sie erreichten wohlbehalten das Dorf.

Bald war der ganze Ort in Bewegung; aber so groß war der Respekt vor den Banditen, daß die Einwohner zusammenfuhren bei dem Gedanken, sie anzugreifen. Eine verzweifelte Bande hatte seit einiger Zeit diesen Gebirgspaß beunruhigt, und das Wirthshaus war lange schon im Verdacht schrecklicher Geheimnisse. Manche kleine Reisegesellschaft war plötzlich auf der Landstraße verschwunden, von der man nie wieder etwas zu hören bekam. Solche Gerüchte flüsterten die Dorfbewohner dem Grafen zu und erst auf die vielen Bitten des Vaters und die Thränen des schönen Mädchens ließen sich eine Anzahl junger Bauern freiwillig herbei, die im Dorfe stationirten Gendarmen zu begleiten. Der Graf brachte erst noch seine Tochter in Sicherheit und eilte mit ihnen nach dem Orte der Gefahr.

Der Trupp erreichte das Wirthshaus gerade noch zu rechter Zeit. Wie die Räuber ihren Plan entdeckt und die Räuber auf ihren Empfang vorbereitet fanden, hatten sie einen offenen und wüthenden Angriff gewagt. Die Leute der Prinzessin hatten sich in einer Reihe von Zimmern verschanzt und trieben die Räuber von Thüren und Fenstern zurück. Kaspar erprobte den Oberbefehl eines Veteranen, der Neffe die persönliche Kraft eines jungen Soldaten. Ihr Kriegsvorrath war indessen bald erschöpft, und sie mußten einsehen, daß sie nicht viel länger aushalten konnten, als eine Musketensalve der Gendarmen ihnen die freudenvolle Nachricht von Succurs gab. Es entstand ein hartnäckiges Gefecht; denn ein Theil der Räuber wurde in dem Wirthshaus überfallen und hatte nun ebenfalls Belagerung auszuhalten, während hre Kameraden verzweifelte Angriffe zu ihrem Ent-

saß aus dem Hinterhalt der nahestehenden Felsen und Gebüsche wagten. Zuletzt wurden die Räuber abgeschlagen, einige von ihnen getödet, die andern gefangen genommen. Die letzteren wurden theils hingerichtet, theils zu den Galeeren verurtheilt. Von den Leuten der Prinzessin ließen bei dem Kampfe nur zwei oder drei ihr Leben.

Es läßt sich denken, in welcher Spannung der Gefühle die junge Gräfin der ersten Kunde von dem Ausgange der Gefahr entgegensah. In dem Augenblick, als sie ihren Vater, begleitet von dem Neffen der Prinzessin, gesund zurückkehren sah, stieß sie einen Schrei des Entzückens aus und sank ohnmächtig dahin. Sie erholte sich zum Glücke bald wieder und wurde, was mehr ist, kurze Zeit darauf mit dem jungen Cavalier vermählt. Die ganze Gesellschaft aber begleitete die alte Prinzessin auf ihrer Wallfahrt nach Loretto, um dort mit ihr für ihre glückliche Errettung der Gottesmutter zu danken.

III.

Abenteuer eines Malers.

Von ihm selbst erzählt.

Ich bin Historienmaler und lebte einige Zeit lang in der Familie eines fremden Prinzen auf dessen Villa, ungefähr 15 Meilen von Rom, in einer der interessantesten Gegenden Italiens. Aus erfrischenden Lauben von der Bergluft durchsäuselt schweift das Auge über eine romantische Landschaft voll dichterischer und geschichtlicher Erinnerungen; die albanischen Berge, die große, öde, melancholische Champagna, durch welche sich der Tiber windet, und St. Peters Dom, der sich in ihrer Mitte erhebt, als wäre er ein Monument auf dem Grabe des alten Roms.

Die Lebensweise, welche auf der Villa hergebracht

war, hatte eine ergötzliche Heiterkeit in der Abwechslung von interessanten Beschäftigungen und mit Geschmack ausgefüllten Ruhestunden. Jedermann brachte den Tag nach seiner Beschäftigung oder nach seinem Wohlgefallen zu, und Alle vereinten wir uns bei Sonnenuntergang zu einer heitern Tischgesellschaft.

Es war am 4. November, an einem schönen, heitern Tage, als wir uns auf das erste Läuten der Eßglocken im Saale versammelt hatten, die Familie war befremdet über das Ausbleiben des Beichtvaters des Prinzen. Sie warteten auf ihn, aber vergeblich; endlich setzten wir uns an den Tisch. Man schrieb sein Ausbleiben zuerst einer Verlängerung seines gewöhnlichen Spaziergangs zu, und die erste Tischzeit ging ohne Besorgniß vorüber. Nach und nach wurde man aber doch ängstlich; man fürchtete, es habe ihn ein Uebelbefinden in einer der Waldalleen überrascht, oder er sei in die Hände von Räubern gefallen. Nicht weit von der Villa erheben sich die Berge der Abruzzen, die sichern Wohnsitze der Banditen. Wirklich war die Nachbarschaft einige Zeit vorher durch Raubzüge des berüchtigten Banditenhauptmanns Barbone beunruhigt worden; doch hatten sie bisher die Besitzthümer des Prinzen respektirt. Aber der Gedanke an solche in der Umgebung herumstreifende unruhige Geister war hinreichend, die Gemüther in Furcht zu setzen.

Die Besorgnisse der Gesellschaft wuchsen mit der einbrechenden Nacht. Der Prinz beorderte Forstwachen und Bediente mit Fackeln, um den Beichtvater zu suchen. Sie wären noch nicht lange weg, als auf dem Gang des Erdgeschosses ein Geräusch gehört wurde.

Die Familie speiste im ersten Stock, und die zurückgebliebene Dienerschaft wartete auf. Es war in diesem Augenblick niemand im Erdgeschoß, als die

Haushälterin, die Wäscherin und drei Taglöhner, welche ausruhten und mit den Weibern plauderten. Ich hörte den unten entstandenen Lärm und glaubte, er komme von den zurückgekehrten Leuten. Ich verließ den Tisch und eilte die Treppe hinab, begierig nach Auskunft, welche die Besorgniß des Prinzen und der Prinzessin beseitigen könnte. Kaum hatte ich die letzte Stufe erreicht, als ich einen Mann in Banditentracht vor mir erblickte, einen Karabiner in der Hand, Dolch und Pistolen im Gürtel. Sein Gesicht hatte einen gemischten Ausdruck von Wildheit und Unruhe, er sprang auf mich zu und rief frohlockend: „Das ist der Prinz!“

Ich sah sogleich, in welche Hände ich gefallen war, doch strengte ich mich an, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart zu behalten. Ein Blick nach dem Ende des Ganges zeigte mir mehrere Räuber, ebenso gekleidet und bewaffnet wie der, welcher mich ergriffen hatte. Sie bewachten die Weiber und die Taglöhner. Der Räuber, welcher mich am Kragen festhielt, fragte wiederholt, ob ich der Prinz sei oder nicht; seine Absicht war offenbar, den Prinzen fortzuschleppen und ein großes Lösegeld zu erpressen. Er war wüthend, als ich ihm nichts als unbestimmte Antworten gab, denn ich fühlte die Wichtigkeit, ihn irre zu führen.

Plötzlich kam mir ein Gedanke, wie ich mich aus seinen Klauen befreien könne. Ich war freilich unbewaffnet, aber ich war stark. Seine Gefährten standen etwas entfernt. Durch eine schnelle Bewegung konnte ich mich von ihm losmachen und die Treppe hinaufspringen, wo er nicht wagen durfte, ihm allein zu folgen. Gedacht, gethan. Der Räuber war im bloßen Hals; ich packte diesen mit der Rechten und mit der Linken ergriff ich die Hand, die den Karabiner hielt. Das Plötzliche meines Ueberfalls über-

raschte ihn, und daß ich ihm die Kehle zuschnürte, machte ihn zur Vertheidigung unfähig. Er rang nach Luft und taumelte. Ich fühlte, daß seine Hand losließ und war auf dem Punkt zu entschlüpfen, und die Treppe hinauf zu gelangen, bevor er wieder zu sich kam, als ich plötzlich durch eine unsichtbare Hand von hinten festgehalten wurde.

Ich mußte meinen Feind fahren lassen. Der befreite Bandit drang mit Wuth auf mich ein und gab mir einige Stöße mit dem Gewehrkolben, wovon mich der eine an der Stirne stark verwundete und mit Blut überdeckte. Er zog Vortheil aus meiner Betäubung und nahm mir meine Uhr und was ich noch sonst von Werth bei mir hatte.

Als ich mich von dem Stoß erholte, hörte ich die Stimme des Häuptlings der Banditen, welcher rief: „Dieses ist der Prinz, wir haben genug, fort!" — Hier umringte mich die Bande und schleppte mich aus dem Palast; die drei Taglöhner nahmen sie ebenfalls mit fort.

Ich hatte keinen Hut auf, und das Blut rann mir aus der Wunde; ich suchte es mit meinem Schnupftuch zu stillen, das ich mir um die Stirne band. Der Räuberhauptmann führte mich im Triumph davon, da er mich für den Prinzen hielt. Wir waren schon eine ziemliche Strecke gegangen, als er durch einen der Arbeiter von seinem Irrthum unterrichtet wurde. Seine Wuth war fürchterlich. Es war zu spät, um nach der Villa zurückzukehren und den Fehler zu verbessern, denn jetzt war sicher Lärm geschlagen und alles in Waffen. Er sah mich mit wüthendem Blicke an und schwor, ich hätte ihn betrogen, und um seinen Glücksfang gebracht, und kündigte mir an, ich solle mich zum Tode vorbereiten. Die übrigen Räuber waren gleichfalls wüthend. Ich sah ihre Hände an den Dolchen und wußte,

daß der Tod bei diesen Menschen selten eine leere Drohung ist. Die Taglöhner sahen die Gefahr, in welche die von ihnen gegebene Auskunft mich gebracht hatte, und versicherte den Hauptmann angelegentlich, ich sei ein Mann, für den der Prinz ein großes Lösegeld bezahlen werde. Dieß bewirkte eine Unterbrechung. Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, daß mir vor ihren Drohungen sehr bange gewesen wäre. Wer so oft wie ich in so vielen gefährlichen und traurigen Scenen dem Tod in's Auge geblickt, hat die Furcht vor demselben ziemlich überwunden.

Auf ihre Todesdrohungen antwortete ich: „Je eher, desto besser!“ — Diese Erwiederung schien den Hauptman zu befremden, und die Aussicht, welche ihm die Taglöhner auf ein Lösegeld gaben, that unbezweifelt eine größere Wirkung. Er sann einen Augenblick nach, nahm eine ruhigere Miene an, und gab seinen Kameraden, die auf den Befehl zum Tode gewartet hatten, ein Zeichen: „Vorwärts, sagte er, wir wollen uns die Sache noch überlegen.“

Wir marschirten nun mit Schnelligkeit abwärts, bis wir in die Nähe eines einsamen Wirthshauses gelangten, das auf der Landstraße stand. Der Hauptmann ließ den Trupp auf Pistolenschußweite Halt machen. Er näherte sich der Thürschwelle allein, mit leisen Tritten. Er untersuchte die Thüre von außen sehr genau, kehrte schnell zurück und gab dem Trupp ein Zeichen, den Marsch fortzusetzen. Es war dieses Wirthshaus einer von den heimlichen Versammlungsörtern der Banditen und der Wirth mit dem Hauptmann im Einverständniß. Lagen Patrouillen oder Gendarmen in diesem Hause, so wurden die Räuber durch ein verabredetes Merkmal an der Thüre gewarnt; wenn dieses Zeichen nicht vorhanden war,

durften sie sicher eintreten und des freundlichen Willkomms versichert sein.

Nachdem wir unsern Weg etwas weiter verfolgt hatten, lenkten wir nach einer waldigen Berghöhle ein. Der Marsch war lang und beschwerlich; wir hatten viele Umwege und Windungen zu machen. Endlich kletterten wir eine jähe Anhöhe hinauf, die von einem dicken Walde bedeckt war. Als wir die Mitte erreicht hatten, sagte man mir, ich solle mich auf die Erde niedersetzen. Kaum hatte ich dieses gethan, als auf ein vom Hauptmann gegebenes Zeichen die Räuber einen Kreis um mich schlossen und mit ihren dicht aneinander gehaltenen großen Mänteln eine Art von Zelt um mich bildeten, wovon ihre Leiber sozusagen die Säulen waren. Der Hauptmann schlug Licht; eine Fackel wurde angezündet. Die Mäntel wurden ausgebreitet, um zu verhindern, daß der Schein der Fackel durch den Wald gesehen werde. So ängstlich auch meine Lage war, konnte ich doch nicht in dem Kreise der Räuber, welche durch die glänzenden Farben ihrer Tracht, das Blinken ihrer Waffen und die Abwechslung der stark markirten Gesichter, die von der Fackel beleuchtet wurden, eine malerische Erscheinung gewährten, umherblicken, ohne den wirklich theatralischen Effekt der Scene zu bewundern.

Der Hauptmann brachte ein Tintenfaß herbei, hielt es und gab mir Feder und Papier, mit dem Befehl, zu schreiben. Er diktirte mir eine Aufforderung, in dem gewöhnlichen Räuberstyl abgefaßt, „daß der Prinz 3000 Dollars als Lösegeld für mich schicken solle, widrigenfalls der Tod mein Loos sein werde.

Ich kannte den desparaten Charakter dieser Menschen zu gut, um dieß für leere Drohung zu halten. Das einzige Mittel, ihren Forderungen Gewährlei-

stung zu sichern, ist, daß sie der Weigerung die Strafe auf dem Fuße folgen lassen. Ich sah indessen sogleich, daß die Forderung widersinnig und unpassend abgefaßt war.

Ich sagte das dem Hauptmann und versicherte ihn, daß eine so unmäßige Summe nie bezahlt werden würde. „Ich sei weder ein Freund, noch ein Verwandter des Prinzen, sondern nur ein Künstler, der von ihm mit der Ausführung einiger Gemälde beauftragt worden; ich könne als Lösegeld nichts als den Preis meiner Arbeiten bieten; und wenn dieses nicht hinreiche, so stehe mein Leben, ein Ding, worauf ich nur wenig Werth lege, ganz in ihrer Gewalt.“

Ich war desto fester in meiner Antwort, je mehr Eindruck meine Kälte und Entschiedenheit auf die Räuber machte. Es ist wahr, als ich zu sprechen aufhörte, faßte der Hauptmann an seinen Dolch, aber er hielt sich zurück, ergriff den Brief, faltete ihn und befahl mir in gebieterischem Tone, ihn an den Prinzen zu adressiren. Darauf fertigte er einen der Taglöhner damit nach der Villa des Prinzen ab, welcher in möglichster Eile zurückzukehren versprach.

Die Räuber schickten sich nun zum Schlafen an und hießen mich ebenso thun. Sie breiteten ihre großen Mäntel auf die Erde und lagerten sich rings um mich. Einer stand in einiger Entfernung Schildwache und wurde alle 2 Stunden abgelöst. Das Seltsame und Wilde dieses Gebirgs-Bivouaks unter den heillosen Kerls, die immer bereit schienen, den Dolch zu zücken, reichte hin, Schlaf und Ruhe zu verbannen. Die Kälte der Erde und des Thaues hatten indessen noch weit größeren Einfluß auf meine unruhige Lage, als diese geistigen Ursachen. Die Winde, welche von dem entfernten mittelländischen Meere zu diesen Bergen herüberwehten, verbreiteten

starken Schauer, als die Nacht tiefer wurde. Ein Mittel bewahrte mich etwas davor. Ich ließ den einen meiner Mitgefangenen, den einen der Taglöhner, sich neben mich legen. Wenn eines meiner Glieder kalt wurde, legte ich es an den robusten Körper meines Nachbars und borgte etwas von seiner Wärme. Auf diese Weise war ich im Stande, etwas Schlaf zu genießen.

Der Tag war angebrochen, als ich durch die Stimme des Hauptmanns aus meinem Schlafe geweckt wurde. Er verlangte, daß ich aufstehen und ihm folgen solle. Ich gehorchte. Als ich sein Gesicht aufmerksam betrachtete, schien es mir etwas besänftigt zu sein. Er half mir sogar die steile Waldhöhe zwischen Felsen und Brombeersträuchen hinaufklettern. Gewohnheit hatte ihn zum guten Bergkletterer gemacht; ich dagegen fand es sehr mühselig, diese schroffen Höhen zu erklimmen. Endlich langten wir auf dem Gipfel an.

Hier fühlte ich plötzlich alle Begeisterung meiner Kunst erwachen und vergaß auf einen Augenblick meine Gefahren und Mühseligkeiten bei dem prächtigen Anblick eines Sonnenaufgangs in der Mitte auf dem Gebirge der Abruzzen. Auf diesen Höhen umfaßte der Blick eine große Strecke Landes. Die kleinere Anhöhe von Tuskulum mit ihren Villen und geheiligten Ruinen liegt unten, das Sabinergebirg und die albanischen Berge breiten sich zu beiden Seiten, und jenseits Tuskulum und Frascati dehnt sich die unermeßliche Champagna aus, mit ihren Reihen von Gräbern, hier und dort von einer zerstörten Wasserleitung durchzogen, in ihrer Mitte die Thürme und Dome des ewigen Roms. Welch ein Schauspiel, durch den Glanz der aufgehenden Sonne verherrlicht, die eben vor meinen Blicken hervorbrach, als ich durch die majestätischen Wälder der Abruzzen

in's Freie blickte! Dazu der wilde Vordergrund, noch wilder durch die Gruppen von Banditen, in ihrer wild malerischen Bewaffnung und Bekleidung — was Wunder, wenn hier der Enthusiasmus eines Malers auf einen Augenblick alle seine andern Gefühle bewältigte?

Die Banditen staunten ob meiner Bewunderung eines Schauspiels, welches die Gewohnheit so gemein in ihren Augen gemacht hatte. Ich benutzte den Stillstand auf diesem Punkt, zog ein Heft Zeichnungspapier hervor und begann die Umrisse der Landschaft zu entwerfen. Die Anhöhe, wo ich saß, war wild und einsam, einer der Lieblingsplätze der Banditen, da er einen Ueberblick über die ganze Gegend gab und zugleich mit Wäldern bedeckt und entfernt war von den volkreichen Wohnungen der Menschen.

Während ich mich mit Zeichnen beschäftigte, ward meine Aufmerksamkeit auf einmal durch Geschrei von Vögeln und Blöcken von Schafen erregt. Ich sah mich um, konnte jedoch nichts von den Thieren sehen, deren Stimmen sich vernehmen ließen. Das Geschrei wiederholte sich und schien von den Gipfeln der Bäume zu kommen. Als ich genauer zusah, bemerkte ich sechs von den Räubern in den Gipfeln von Eichbäumen, die auf der luftigen Höhe des Gebirges standen und eine ununterbrochene Aussicht gewährten. Von hieraus spähten sie ringsum wie die Geier und richteten ihre Blicke in die Tiefe des Thales unter uns, während sie sich durch Zeichen verständlich machten oder in Tönen mit einander sprachen, welche von den Reisenden für das Geschrei von Habichten und Krähen, oder für das Blöcken einer Bergheerde gehalten werden konnten. Nachdem sie in der Nachbarschaft Umsicht gehalten und ihr seltsames Gespräch geendet hatten, stiegen sie von ihren luftigen Sitzen herab und kehrten zu ihren Gefangenen zurück. Der

Hauptmann postirte drei derselben auf drei offenen Stellen des Berges, er selbst blieb, uns mit seinem dem Anscheine nach vertrautesten Gefährten zu bewachen.

Ich hatte mein Scizzenbuch in der Hand; er verlangte es zu sehen, und nachdem er es durchlaufen, gestand er, von der Wahrheit meiner Aussage überzeugt zu sein, daß ich ein Maler sei. Ich glaubte einen Schimmer bessern Gefühls in ihm aufdämmern zu sehen, und beschloß, dieß zu benützen. Ich wußte, daß auch die verworfensten Menschen ihre guten Punkte und zugänglichen Seiten haben, wenn man sie nur genau ausstudiren wolle. In der That ist der Charakter des italienischen Räubers von einer eigenen Mischung. Mit schonungsloser Roheit verbindet er oft Züge von Herzlichkeit und guter Laune, von Galanterie und Großmuth. Er ist nicht immer von Grund aus schlecht; er wird oft zu dieser Lebensart durch irgend ein unvorsätzliches Verbrechen gebracht, welches die Wirkung jener plötzlichen Ausbrüche der Leidenschaft ist, wozu das italienische Temperament neigt. Dieses hat ihn getrieben, in die Berge zu gehen und ein Räuber von Profession zu werder. Aber wie ein Soldat, wenn er nicht im Treffen ist, kann er seine Waffen und seine Wildheit bei Seite legen und werden wie ein anderer Mensch.

Ich nahm von den Bemerkungen des Hauptmanns über mein Scizzenbuch Gelegenheit, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Ich fand ihn gesellig und mittheilend. Allmählig wurde ich völlig behaglich mit ihm. Ich glaubte eine gute Portion Eigenliebe bei ihm bemerkt zu haben, wovon ich Gebrauch zu machen beschloß. Ich nahm die Miene sorgloser Freimüthigkeit an und sagte ihm, ich als Künstler machte auf die Fähigkeit Anspruch, die Physiognomien zu beurtheilen; ich glaubte in seiner Gesichts-

bildung und in seinem Benehmen etwas zu bemerken, was ihn höherer Glücksumstände würdig mache, — daß er nicht dazu geboren sei, ein Gewerbe zu treiben, zu welchem er sich hier erniedrigt habe; daß er Talente und Eigenschaften besitze, welche ihn für einen höhern Kreis von Fähigkeit thätig machten; daß er nur seine Lebensart ändern dürfe, und derselbe Muth und dieselben Gaben, welche ihn nun zum Gegenstande des Schreckens machten, würden in einer würdigeren Laufbahn ihm den Beifall und die Bewunderung der bürgerlichen Gesellschaft sichern.

Ich hatte mich in dem Manne nicht geirrt; meine Rede rührte und erregte ihn. Er ergriff meine Hand, drückte sie und antwortete in starker Bewegung: „Ihr habt das Wahre getroffen, Ihr habt mich richtig beurtheilt." Er war einen Augenblick still; dann nahm er die Rede mit einer gewissen Anstrengung wieder auf.

„Ich will Euch einige nähere Umstände aus meinem Leben erzählen, und Ihr werdet hören, daß es mehr die Bedrückungen, die ich von Andern zu erdulden hatte, als meine eigenen Vergehen waren, welche mich in die Berge trieben. Ich suchte meinen Nebenmenschen nützlich zu sein, und sie haben mich aus ihrer Gemeinschaft verjagt."

Wir setzten uns in das Gras, und der Räuber erzählte mir aus seinem Leben folgende Begebenheiten:

IV.

Die Geschichte des Banditenhauptmanns.

Ich bin in dem Dorfe Prossedi geboren. Mein Vater war in ziemlich bemittelten Umständen, und wir lebten ruhig und unabhängig von dem Ertrag unseres Feldbaues. Alles ging gut mit uns, bis ein neuer Anführer der Sbirren nach unserem Dorfe ge-

schickt wurde, um die Polizei zu übernehmen. Er war ein sehr willkürlicher Mensch, der sich in alles mischte und in der Ausübung seines Amtes sich alle Arten von Plackereien und Bedrückungen erlaubte. Ich war damals gerade achtzehn Jahre alt und besaß eine natürliche Liebe zur Gerechtigkeit und nachbarlichen Verträglichkeit. Ich hatte auch einige Erziehung genossen und so viel von der Geschichte gelernt, um fähig zu sein, die Menschen und ihre Handlungen etwas zu beurtheilen. Alles dieses flößte mir einen Haß gegen unsern Dorfdespoten ein. Ebenso wurde meine Familie ein Gegenstand seines Verdachts oder Widerwillens, und bekam mehr als einmal den empörenden Mißbrauch seiner Macht zu fühlen. Diese Dinge arbeiteten in meinem Gemüth, und ich dürstete nach Rache. Ich hatte immer einen heftigen und energischen Charakter; er bestimmte mich, da ich von Gerechtigkeitsliebe beseelt war, mit einem Streiche die Gegend von dem Tyrannen zu erlösen.

Voll von meinem Plane stand ich eines Morgens vor Tagesanbruch auf, verbarg ein Stilet unter meiner Jacke — hier sehen Sie es (und damit zog er einen langen spitzigen Dolch hervor) und lauerte ihm in den Umgebungen des Dorfes auf. Ich kannte alle seine Schleichwege und die Gewohnheit, seine Runden und Gänge zu machen, wie ein Wolf in der Morgendämmerung umherschleicht. Endlich traf ich ihn und griff ihn mit Wuth an. Er war bewaffnet, doch überfiel ich ihn, ohne daß er sich dessen versah, und entwickelte eine eigene Kraft und Gewandtheit. Ich gab ihm mehrere Stiche, um meiner That sicher zu sein, und streckte ihn todt zu meinen Füßen nieder.

Als ich überzeugt war, daß ich ihn abgethan hatte, kehrte ich in hastigster Eile nach dem Dorfe zurück, hatte aber das Unglück, daß ich beim Ein=

gang zweien Sbirren begegnete. Sie redeten mich an und fragten, ob ich ihren Anführer gesehen hätte. Ich nahm eine ruhige Miene an und verneinte. Sie setzten ihren Weg fort und brachten in wenigen Stunden den Leichnam nach Prossedi zurück. Da sie schon Verdacht auf mich geworfen hatten, so wurde ich verhaftet und in's Gefängniß gebracht. Hier lag ich mehrere Wochen, bis der Fürst, welchem Prossedi gehörte, mir den Prozeß zu machen befahl. Ich wurde verhört und ein Zeuge aufgestellt, welcher behauptete, mich nicht weit von dem blutenden Leichnam fliehen gesehen zu haben, und so wurde ich auf dreißig Jahre zu den Galeeren verurtheilt.

„Verflucht seien diese Gesetze!" rief der Bandit, vor Wuth schäumend: „Verflucht sei eine solche Regierung, und zehntausend Flüche auf den Fürsten, der mich so strenge richten ließ, während so manche andere römische Fürsten Mörder hegen und beschützen, die tausendmal schuldiger sind! Was hatte ich weiter verbrochen, als was mir die Liebe zur Gerechtigkeit und zu meinem Vaterlande eingegeben?"

Nach diesen Ausbrüchen seines empörten Gemüthes ward er ruhiger und fuhr in seiner Erzählung fort:

Ich wurde in Ketten nach Civita Vecchia gebracht einem Hafen im römischen Gebiet, wo die Galeeren der Sträflinge harren. Mein Herz glühte vor Rache. Vor kaum sechs Monaten hatte ich mich mit einem Mädchen verheirathet, welches ich leidenschaftlich liebte, und um so zärtlicher, nachdem sie eine zarte Knospe unserer Liebe in sich barg.

Meine Familie war in Verzweiflung. Lange Zeit strengte ich mich vergebens an, meine Ketten zu zerbrechen. Endlich fand ich ein Stück Eisen, welches ich sorgfältig verbarg, und suchte mit Hilfe eines zugespitzten Feuersteines eine Art von Feile daraus zu

machen. Ich beschäftigte mich nur die Nacht mit dieser Arbeit, und als sie geendet war, gelang es mir nach geraumer Zeit, eine von den Ringen meiner Kette durchzufeilen.

Meine Flucht gelang.

Ich irrte mehrere Wochen lang in den Bergen von Prossedi umher und fand Mittel, mein Weib von dem Aufenthalt zu verständigen, wo ich verborgen saß. Sie kam oft, mich zu besuchen. Ich hatte mich entschlossen, mich an die Spitze einer bewaffneten Räuberbande zu stellen. Sie gaben sich lange Zeit Mühe, mich von dem Entschlusse abzubringen; als sie mich aber beharrlich in meinem Vorsatz fanden, gingen sie in meinen Racheplan ein, und überbrachten mir selbst meinen Dolch. Durch ihre Vermittlung setzte ich mich mit mehreren entschlossenen Burschen der benachbarten Dörfer in Verbindung, von denen ich wußte, daß sie bereit waren, in die Berge zu gehen, nur auf eine Gelegenheit harrten, ihren kühnen Geistern einen Spielraum zu öffnen. Wir bildeten bald einen Verein, verschafften uns Waffen, und haben schon volle Gelegenheit gehabt, uns für die Schmach und Kränkungen zu rächen, welche die Meisten von uns erduldet haben. Jede Unternehmung ist uns bis jetzt geglückt, und hätten wir euch nicht aus Versehen für den Fürsten gehalten, so wäre unser Glück gemacht gewesen.

Hiermit endigte der Räuberhauptmann seine Geschichte.

V.

Schluß der Abenteuer des Malers.

(Von ihm selbst erzählt.)

Der Räuber war durch seine Erzählung ganz zutraulich gegen mich geworden und versicherte, daß er

durchaus keinen Groll mehr auf mich habe wegen des Irrthums, dessen unschuldige Ursache ich gewesen sei. Ja, er bekannte selbst ein gewisses Wohlwollen gegen mich und wünschte, daß ich eine Zeit lang bei ihm bleiben möchte. Er versprach mir einige Grotten zu zeigen, welche ihnen zu Asylen dienten, und versicherte mich, daß sie dort ein lustiges Leben führten, vollauf und gut zu essen und zu trinken hätten, auf Betten von Moos schliefen und von jungen und schönen Mädchen bedient würden, welche dem Maler Stoff genug für seine Kunst gäben.

Ich gestehe, daß meine Neugierde durch seine Beschreibung von den Grotten und ihren Bewohnern sehr gereizt wurde; denn dadurch erwachten die Scenen von Räubergeschichten, die ich immer für bloße Schöpfungen der Einbildungskraft gehalten hatte, zur Wirklichkeit. Ich hätte gar gerne seine Einladung angenommen, und diese Höhlen besucht, hätte ich mich nur sicherer in dieser Gesellschaft gefühlt.

Ich fing nun an, meine Lage weniger peinlich zu finden. Ich hatte offenbar den Häuptling günstig für mich gestimmt und hoffte, daß er mich für ein mäßiges Lösegeld in Freiheit setzen werde. Ein neuer Schrecken wartete indessen auf mich. Während der Hauptmann mit Ungeduld der Rückkehr des Boten entgegensah, den man an den Prinzen geschickt hatte, kam eine von den Schildwachen, welche auf der Seite des Berges gestanden hatte, Hals über Kopf auf uns zugerannt. „Wir sind verrathen!“ rief er. „Die Polizei ist uns auf der Spur. Ein Trupp Karabiniers hat so eben vor dem Wirthshaus unten am Berge Halt pemacht.“ Dann legte er die Hand an sein Stilet und schwor, wenn die Soldaten nur die geringste Bewegung gegen den Berg machten, sollten ich und meine Mitgefangenen es mit dem Leben büßen.

Der Hauptmann nahm wieder die ganze Wildheit seines vorigen Benehmens an und billigte, was sein Spießgeselle sagte, aber sobald dieser wieder auf seinen Posten zurückgekehrt war, wandte er sich mit gemildertem Ausdruck zu mir.

„Ich muß als Häuptling auftreten," sagte er, meine gefährlichen Untergebenen etwas schonen. Es ist bei uns das Gesetz, unsere Gefangenen eher zu tödten, als es zu dulden, daß sie uns wieder abgenommen werden. Fürchtet jedoch nichts! Auf den Fall, daß wir angegriffen werden, haltet Euch nur zu mir. Fliehet mit uns, und ich verbürge mich für Euer Leben."

Es lag gerade nichts Tröstliches in dieser Einrichtung, da ich dadurch nur zwischen zwei Gefahren gerathen sein würde. Ich wußte kaum im Falle der Flucht, wovon ich mehr zu fürchten haben würde, von den Karabinern der Verfolger oder von den Stileten der Verfolgten.

Ich schwieg indessen fortwährend still und suchte unbefangen zu scheinen.

Eine ganze Stunde schwebte ich in diesem Zustande von Gefahr und Angst. Die Räuber, welche sich unter dem Schirm des Laubes verbargen, bewachten mit Adlerblicken die Karabinier's im Thal, wie sie an dem Wirthshaus herumschlenderten, manchmal sich der Thür näherten, dann auf einige Minuten verschwanden, hierauf wieder zum Vorschein kamen, ihre Waffen untersuchten, nach verschiedenen Richtungen hinwiesen und dem Anscheine nach Fragen über die benachbarte Gegend thaten. Keine Bewegung, keine Geberde ging den scharfen Blicken der Räuber verloren. Endlich wurden wir von unserer Besorgniß befreit. Die Karabiniers griffen, nachdem sie ein Frühstück zu sich genommen, wieder zu den Waffen, zogen das Thal entlang nach der großen

Straße hin und ließen die Berge hinter sich. „Ich war beinahe gewiß," sagte der Räuberhauptmann, „daß sie nicht nach uns ausgesandt sein konnten. Sie wissen zu gut, wie es Gefangenen bei solchen Gelegenheiten geht, wenn sie in unsere Hände gefallen sind. Unsere Gesetze sind in dieser Rücksicht unbeugsam, und ihre Befolgung ist zu unserer Sicherheit nothwendig. Wenn wir nur einmal von ihnen abweichen, so dürften wir sicher sein, nie mehr ein Lösegeld zu erhalten."

Noch war von dem rückkehrenden Boten nichts zu sehen. Ich schickte mich an, meine Skizzen wieder vorzunehmen, als der Hauptmann ein Buch Papier aus seinem Schnappsack zog. „Da," sagte er lachend, „Ihr seid ein Maler, malt mich einmal ab. Die Blätter in Eurer Brieftasche sind zu klein, zeichnet mich auf dieß Papier." Ich willigte recht gern ein, denn es war ein Studie, wie sie sich einem Maler selten bietet.

Der Leser stelle sich eine kräftige, muskulöse Gestalt vor, in der phantastischen Kleidung eines Banditen, mit Pistolen und Dolchen im Gürtel, den fleischigen Hals entblößt, ein Halstuch nachlässig darum geschlagen und die zwei Zipfel vorn mit Ringen aller Art, der Beute von Reisenden, eingeknüpft; Reliquien und Medaillen hängen auf der Brust, der Hut ist mit vielfarbigen Bändern geziert, die Jacke und die kurzen Beinkleider von lebhaften Farben und schön gestickt, die Schienbeine mit Halbstiefeln bekleidet. Man denke sich ihn auf der Berghöhe zwischen wilden Felsen und halb verwitterten Eichen, sinnend auf seinen Karabiner gelehnt, im Hintergrunde Dörfer und Landgüter, die Schauplätze seiner Räuberthaten, und man wird es natürlich finden, daß ich mit Begeisterung meinen Stift zur Hand nahm.

Der Räuber hatte Wohlgefallen an der Scizze

und schien sich selbst auf dem Papier zu bewundern. Ich hatte kaum meine Arbeit vollendet, als der Taglöhner zurückkam, der nach meinem Lösegeld abgeschickt worden war. Er brachte mir einen Brief von dem Fürsten, welcher die Forderung, wie ich vorausgesehen, als überspannt betrachtete, jedoch 500 Scudi für meine Loslassung anbot. Da er im Augenblicke nicht so viel baares Geld bei sich hatte, so war ein Wechsel über den Betrag von ihm ausgestellt worden, der dem ausbezahlt werden solle, welcher mich gesund und wohlbehalten nach Rom brächte. Ich gab dem Hauptmann den Wechsel hin; er nahm ihn mit einem Achselzucken: „Was nützen uns solche Wechsel," sagte er; „wen kann ich mit Euch nach Rom schicken, um ihn auszahlen zu lassen; wir sind Alle gezeichnete Leute: an jedem Thor und Militärposten, an allen Kirchenthüren angeschlagen und beschrieben. Nein; wir müssen Gold und Silber haben; laßt die Summe baar bezahlen nnd ihr sollt Eure Freiheit wieder haben."

Der Hauptmann legte mir abermals ein Blatt Papier vor, um dem Fürsten seinen Entschluß zu verkündigen. Als ich den Brief beendet hatte und den Bogen aus der Lage Papier herausnahm, fand ich auf der andern Hälfte das Bildniß, welches ich soeben gezeichnet hatte. Ich wollte es abreißen und dem Häuptling geben.

„Halt," sagte dieser, „das mag mit nach Rom gehen; die Leute sollen dort sehen, was ich für eine Art von Kerl bin. Vielleicht bekommt der Fürst und seine Freunde nach meinem Gesicht eine ebenso gute Meinung von mir, wie Ihr."

Er sagte dieß in scherzhaftem Tone; augenscheinlich lag aber hier eine gewisse Eitelkeit zu Grunde, welche auf einen Augenblick diesen bedächtigen, mißtrauischen Mann seine gewöhnliche Vorsicht vergessen

machte. Er dachte nicht daran, welchen Gebrauch man von seinem Porträt zu seiner Verfolgung und Ueberführung machen konnte.

Der Brief wurde zusammengefaltet und adressirt und der Bote ging wieder ab. Es war jetzt eilf Uhr Morgens, und wir waren noch ganz nüchtern. Aller meiner Beklommenheit ungeachtet fing ich an, gewaltigen Hunger zu spüren. Ich war daher sehr erfreut, als ich den Hauptmann sagen hörte, er wolle sorgen, daß Lebensmittel herbei kämen, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt seien. Daher gab er mich unter die Aufsicht eines Kameraden, und machte sich auf den Weg, indem er mich versicherte, daß wir in weniger als zwei Stunden ein gutes Mittagsessen haben würden. Woher dieses kommen sollte, war für mich ein Räthsel, obwohl es klar war, daß diese Leute ihre geheimen Freunde und Kundschaften durchs ganze Land hatten.

Zu diesen Begünstigern der Räuber zählen unter allen Bergbewohnern besonders die Schäfer, welche stets bereit sind, für dieselben Botengänge nach den Thälern zu übernehmen, um Lösegeld zu erheben oder Lebensmittel zu holen.

Nachdem sich der Hauptmann entfernt hatte, befand ich mich mit dem Räuber, dem meine Bewachung anvertraut war, allein. Bald machte die Hitze und Stille des Mittags an meinem Wächter, welcher der Jüngste der Bande war, wahrscheinlich in Folge der großen Ermüdung, welche die letzte Unternehmung gekostet, ihre Rechte geltend. Wiewohl er eine Zeit lang mit dem Schlafe gekämpft hatte, ward er doch unfähig zu widerstehen und schlummerte in's Gras ausgestreckt ein. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, den Räubern zu entwischen. Mein Wächter lag vor mir, ganz in meiner Gewalt. Seine kräftigen Glieder dahingewelkt im Schlaf, seine Brust frei für den Stoß

— sein Karabiner der erschlafften Hand entsunken und an seiner Seite liegend — sein Stilet halb aus der Tasche hervorragend, worin er es gewöhnlich trug. Nur zwei seiner Kameraden waren noch zu sehen; diese standen weit von uns am Rande des Berges, den Rücken uns zugewendet und damit beschäftigt, einen wachsamen Blick auf die Ebene zu unterhalten. Sich des Karabiners des schlafenden Räubers bemächtigen, seinen Dolch ergreifen und ihm in's Herz stoßen — wäre das Werk eines Augenblicks gewesen. Wäre er ohne Geräusch gestorben, so hätte ich durch den Wald und hinunter nach dem Dorfe Rocca Privri, das sich am Fuß eines steilen Abhanges meinen Blicken zeigte, kommen können, ehe meine Flucht entdeckt worden wäre. Und hätte es Lärm gegeben, so hatte ich doch schon einen guten Vorsprung vor den Räubern, und es war möglich, daß mich ihre Schüsse nicht mehr erreichten.

Hier war also Gelegenheit zur Flucht und zur Rache zugleich, die freilich gefahrvoll aber äußerst verführerisch war. Wäre meine Lage bedenklicher gewesen, so würde ich ihr nicht widerstanden haben. Ich besann mich jedoch einen Augenblick. Mein Versuch würde, wäre er geglückt, unfehlbar den Tod meiner beiden Mitgefangenen zur Folge gehabt haben, welche fest schliefen und nicht schnell genug aufgeweckt werden konnten, um mit mir zu fliehen. Der Taglöhner, welcher nach dem Lösegelde gegangen war, wäre vielleicht ebenfalls der Rache der Räuber zum Opfer geworden, ohne daß das Geld, welches er mitbrachte, gerettet worden wäre. Außerdem ließ mich das Benehmen des Hauptmanns gegen mich Vertrauen auf meine baldige Befreiung setzen. Diese Betrachtungen siegten über die erste mächtige Anregung, und ich bekämpfte die stürmische Bewegung, welche sie erweckt hatte.

Ich nahm mein Zeichnungsgeräthe wieder zur Hand, und unterhielt mich damit, die prächtige Aussicht aufzunehmen. Als ich so einige Zeit, während der Bandit und meine Schicksalsgefährten schliefen, mich beschäftigt hatte, kam endlich der Räuberhauptmann herbei, von einem Bauern begleitet, welcher einen Maulesel trieb, der mit einem wohlgefüllten Sacke beladen war. Ich fürchtete anfangs, es könne eine neue Beute sein, welche den Räubern in die Hände gefallen sei, allein der zufriedene Blick des Bauers beruhigte mich bald, und ich freute mich zu hören, daß dieses unsere versprochene Mahlzeit sei. Die Räuber kamen nun von den drei Seiten des Berges herbeigelaufen, als ob sie wie die Geier ihre Beute gewittert hätten. Jeder war beschäftigt, vom Maulthier abzuladen, und den Sack seines Inhaltes zu entledigen.

Das Erste, was zum Vorschein kam, war ein ungeheurer Schinken, fleischfarbig und derb, ihm folgte eine große Quantität Käse, ein Sack mit gebratenen Kastanien, ein kleines Faß Wein, und ein Vorrath von gutem hausbackenen Brod. Alles wurde einzeln mit einer Art von Ordnung im Grase ausgebreitet, und der Hauptmann, indem er mir sein Messer anbot, forderte mich auf, zuzugreifen. Wir Alle setzten uns um die Lebensmittel her, und man hörte lange Zeit nichts, als das Malmen der arbeitenden Kinnbacken und das Sprudeln des Weines aus dem Fasse, wie dieses wacker im Kreise herumging. Mein langes Fasten, die Bergluft und die Bewegung hatten meinen Appetit gereizt, und nie ist mir ein Mahl trefflicher und malerischer vorgekommen.

Von Zeit zu Zeit wurde Einer von der Bande abgesandt, um einen beobachtenden Blick auf die Ebene zu werfen. Es war indessen kein Feind in der Nähe und wir brachten ungestört unsere Mahl-

zeit zu Ende. Der Bauer empfing beinahe den dreifachen Preis für seine Lebensmittel und trieb, höchlich zufrieden mit seinem Handel, den Berg wieder hinab. Ich fühlte mich durch die kräftige Mahlzeit, welche ich gehalten, neu gestärkt, und obgleich mich die Wunde, welche ich am vorigen Abend erhalten, noch schmerzte, so zogen mich doch die sonderbaren Scenen um mich her ungemein an und machten mir Vergnügen.

Mittlerweile war der Abend herangekommen, und die untergehende Sonne warf eine Fülle von goldenen Strahlen auf den waldigen Gipfel der Abruzzen. Zum Zeitvertreib schlug der Hauptmann seinen Kameraden vor, mir ihre Juwelen und geschnittenen Steine zu zeigen, da ich ohne Zweifel ein Kenner von solchen Sachen und ihre Preise zu schätzen im Stande wäre. Er machte den Anfang, die Andern folgten seinem Beispiel, und in wenigen Augenblicken sah ich das Gras vor mir von Juwelen und Steinen funkeln. Unter diesen Herrlichkeiten waren einige kostbare Juwelen, sowie alte Edelsteine von großem Werthe, die sie ohne Zweifel Reisenden von hohem Rang abgenommen hatten. Ich hörte, daß die Räuber ihre Beute in den Grenzstädten abzusetzen pflegten; für solch werthvolle Gegenstände des Geschmackes und Luxus aber fanden sie an den schwachbevölkerten und von Reisenden wenig besuchten Orten keinen Absatz. Ich gab ihnen dagegen die Versicherung, daß sie sogleich große Preise für diese Edelsteine von den reichen Fremden erhalten würden, mit welchen Rom damals angefüllt war.

Der Eindruck, den dieser Wink auf ihre geldgierigen Gemüther machte, ward sogleich sichtbar. Einer von der Bande, der ein junger Mann und am wenigsten bekannt war, bat den Hauptmann um die Erlaubniß, den folgenden Tag in einer Verkleidung nach

Rom gehen zu dürfen, um dort diesen Handel zu betreiben; er versprach ihm auf Banditentreue (ein heiliger Schwur unter ihnen), in zwei Tagen an irgend einen Ort zurückzukehren, den er ihm bezeichnen würde. Der Hauptmann willigte ein, und nun gab es einen sonderbaren Auftritt: die Räuber drängten sich ungeduldig um ihn her, und jeder vertraute ihm von seinen kostbaren Steinen an, was er zu verkaufen wünschte, und gab ihm Auftrag, welche Summe er dafür verlangen soll. Da war dann ein großes Handeln und Tauschen und Verkaufen von Kostbarkeiten, und ich sah meine Uhr, welche eine Kette und Petschaft von Werth hatte, wie sie der junge Räuber-Handelsmann dem Banditen, der mich ausgeplündert hatte, für 60 Scudi abkaufte. Ich entsagte in meinen Gedanken der Hoffnung, das mir theure Kleinod je wiederzusehen; aber es kam später wieder an mich zurück. Der Räuber wurde nämlich an einem Thore von Rom angehalten, da etwas in seinen Blicken oder in seinem Benehmen Verdacht erregt hatte. Man durchsuchte ihn, und die kostbaren Dinge, welche man bei ihm fand, verriethen unzweideutig sein Gewerbe. Mir wurde die Uhr auf mein Ansuchen von der Polizei zurückgestellt.

Die Nacht brach unterdessen allmählig herein, und kein Bote war zu meiner Befreiung erschienen. Der Gedanke, noch eine zweite Nacht in den Wäldern zubringen zu müssen, war außerordentlich niederschlagend, denn ich begann nunmehr doch, von dem Räuberleben genug zu bekommen. Mißmuthig war ich in finsteres Schweigen versunken, da weckte die Stimme des Hauptmanns mich aus meinen Träumen. „Ihr schlaft,“ sagte er, „und es ist Zeit, uns aufzumachen. Kommt, wir müssen diese Höhle verlassen, da die Nacht einbricht und der Bote noch nicht zurück ist. Ich will Einen auf den Bergrand stellen, um den-

selben nach dem Orte zu führen, wo wir die Nacht zubringen werden."

Das war keine angenehme Nachricht für mich. Ich war ermüdet und angegriffen, und der Anblick der Banditen fing an, mir unerträglich zu werden. — Der Hauptmann versammelte seine Kameraden. Wir stiegen eilig den Wald hinab, den wir mit so vieler Schwierigkeit am Morgen erklommen hatten, und kamen bald an einen Weg, der eine besuchte Straße zu sein schien. Die Räuber zogen mit großer Vorsicht weiter, mit gespanntem Gewehr, und indem sie mit scharfen und mißtrauischen Augen umherspähten. Sie besorgten der Bürger-Patrouille in die Hände zu fallen. Wir ließen Rocca Priori hinter uns. Es war ein Brunnen in der Nähe, und da ich außerordentlich durstig war, so bat ich um Erlaubniß, zu halten und zu trinken. Der Hauptmann selbst ging hin und brachte mir Wasser in seinem Hute.

Wir setzten unsern Marsch fort, als ich am Ende einer Baumallee, welche quer über unsere Straße ging, ein Frauenzimmer, weiß gekleidet, zu Pferde sah. Sie war allein; ich zitterte für ihr Schicksal.

Einer von den Räubern sah sie in dem nämlichen Augenblicke, kroch in das Gebüsch und lief schnell in der entgegengesetzten Richtung auf sie zu. Am Ande der Allee blieb er stehen, setzte ein Kniee auf die Erde und legte nun seinen Karabiner an, entweder um sie zu schrecken, oder um ihr Pferd niederzuschießen, falls sie die Flucht ergreifen würde, und erwartete so, daß sie näher kommen sollte. Ich hielt meine Augen voll heftiger Angst auf sie gerichtet. Ich fühlte die größte Versuchung, zu schreien und sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, obschon mein eigener Untergang die Folge davon gewesen wäre.

Es war furchtbar anzusehen, wie dieser Tiger sich

zusammenschmiegte, um sich mit einem Sprung auf das unschuldige Opfer zu stürzen, während dieses unbewußt ihm entgegenzog.

Nur der Zufall konnte sie retten. Zu meiner Freude begünstigte sie ein solcher, denn sie schien, ganz von ungefähr, einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen, der aus dem Wald hinausführte und wohin der Räuber sich nicht wagen durfte. Dieser ganz zufälligen Umkehr verdankte sie ihre Rettuug.

Ich konnte nicht begreifen, warum der Hauptmann der Bande so weit mit uns von der Höhe weggezogen war, wo er die Schildwache aufgestellt hatte, um die Rückkehr des Boten abzuwarten. Er selbst schien sich etwas vor der Gefahr zu fürchten, der er sich aussetzte. Seine Bewegungen waren schnell und unruhig, ich konnte kaum Schritt mit ihm halten. Endlich, nachdem wir anhaltend drei Stunden eine Art von Eilmarsch gemacht hatten, stiegen wir am äußern Ende derselben Waldung wieder bergan, deren Höhe wir den Tag über inne gehabt hatten; ich hörte hier zu meiner großen Freude, daß wir unser Nachtquartier erreicht hätten. „Ihr müßt müde sein," sagte der Hauptmann: „allein es war nöthig, die Umgegend zu recognosciren, damit wir nicht in der Nacht überfallen werden. Wären wir auf die berühmte Bürgergarde von Rocca Priori gestoßen, so hättet ihr eine schöne Hetze zu sehen gekriegt." So groß war die unermüdliche Aufmerksamkeit und Vorsicht dieses Räuberhauptmanns, der wirklich fortdauernd nicht geringe Beweise von militärischem Talent gab. —

Die Nacht war prächtig. Der Mond ging an dem wolkenlosen Himmel auf und beleuchtete sanft die großen Umrisse des Gebirgs, während die Lichter, die wie irdische Sterne in dem weiten, düstern Raum der Landschaft hier und dort aufflimmerten, die ein-

samen Hütten der Schäfer verriethen. Durch die Ermüdung und die vielen Gemüthsbewegungen erschöpft, die ich erfahren hatte, schickte ich mich zum Schlafen an, von der Hoffnung einer baldigen Befreiung eingewiegt. Der Hauptmann befahl seinen Gefährten, etwas trockenes Moos zu sammeln, machte mir mit seinen eigenen Händen eine Art von Matratze und Kissen daraus, und gab mir seinen großen Mantel zur Decke. Diese unerwartete Aufmerksamkeit von Seite dieses wohlwollenden Gurgelabschneiders setzte mich ebensosehr in Erstaunen, als sie mir Vergnügen machte; denn es ist nichts auffallender, als die üblichen Liebesdienste, die man als etwas ganz Natürliches ansieht, neben so schroffer und nackter Verbrecherart zum Vorschein kommen zu sehen. Es ist, als ob man die zarten Blumen und das frische Gras der Thäler in den Felsen und unter der Asche eines Vulkans wachsen fände.

Ehe ich einschlief, hatte ich noch eine Unterredung mit dem Hauptmann, welcher großes Vertrauen zu mir zu haben schien. Er kam auf unsere frühere Unterhaltung am Morgen zurück, sagte mir, er sei seines waghalsigen Gewerbes überdrüssig, habe sich ein hinlängliches Vermögen erworben und wünsche sehnlich, in die Welt zurückzukehren und im Schooße seiner Familie ein friedliches Leben zu führen. Er verlangte zu wissen, ob es nicht in meiner Macht stehe, ihm einen Paß nach den vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwirken. Ich gab seinen guten Vorsätzen Beifall und versprach alles Mögliche zu thun, um das Gelingen derselben zu befördern. Hierauf sagten wir uns gute Nacht. Ich streckte mich auf mein Mooslager, welches mir nach meinen Anstrengungen wie ein Dunenbett vorkam und durch den Räubermantel gegen alle Feuchtigkeit geschützt,

schlief ich fest, ohne zu erwachen, bis das Zeichen zum Aufstehen gegeben wurde.

Es war beinahe 6 Uhr, und der Tag brach eben an. Da der Ort, wo wir die Nacht zugebracht hatten, zu ausgesetzt lag, so begaben wir uns weiter hinauf in das Dickicht der Wälder. Ein Feuer wurde angezündet. So lange die Flamme aufloderte, wurden die Mäntel wieder um das Feuer gehalten; als aber nichts mehr übrig war, als die glühende Asche, ließ man sie nieder und die Räuber setzten sich in einen Kreis.

Während wir an den Ueberbleibseln des Schinkens, der am vergangenen Abend einen so heftigen Angriff zu bestehen gehabt hatte, an den Resten von Brod, Käse und Wein uns erquickten, vernahm ich von Neuem das nachgeahmte Blöcken der Schafe, dem ähnlich, das ich am vorigen Tage gehört hatte. Der Hauptmann beantwortete es mit denselben Tönen. Bald darauf zeigten sich zwei Männer, die von der waldigen Anhöhe herabstiegen, wo wir den vorigen Abend zugebracht hatten. Als sie näher kamen, erkannten wir in ihnen die Schildwache und den Boten. Der Hauptmann stand auf vnd ging ihnen entgegen. Er gab seinen Kameraden ein Zeichen, mit ihm zu gehen. Sie hielten eine kurze Berathschlagung; darauf trat er schnell zu mir und sagte: „Euer Lösegeld ist bezahlt! Ihr seid frei!“

Obgleich ich meine Befreiung vorausgesehen hatte, so kann ich doch nicht beschreiben, in welchen Grad von Entzücken mich diese Nachricht versetzte. Ich nahm mir nicht Zeit, mein Mahl zu beendigen, sondern machte mich sogleich zum Weggehen fertig. Der Hauptmann nahm mich bei der Hand, bat mich um die Erlaubniß, mir schreiben zu dürfen, und ersuchte mich, den Paß nicht zu vergessen. Ich erwiederte, wie ich ihm wesentliche Dienste leisten zu können hoffte

und auf seine Ehre baute, daß er die Verschreibung des Fürsten über die 500 Scudi zurückgeben werde, da jetzt die Summe bezahlt sei.

Er sah mich einen Augenblick mit Erstaunen an, schien sich dann zu besinnen und sagte: „Ganz recht — hier ist sie — lebt wohl!“ —

Er reichte mir die Verschreibung, drückte mir noch einmal die Hand, und wir schieden. Die Arbeiter bekamen die Erlaubniß, mir zu folgen, und wir traten freudig unsern Rückweg nach der Villa des Fürsten an.

